

Jung interviewt Alt – Ein Lehrstück des Scheiterns

Linde Apel

Zusammenfassung

Der Einsatz von Zeitzeugen im Schulunterricht scheint umso mehr Konjunktur zu haben, je länger die relevante Periode, insbesondere die Zeit des Nationalsozialismus, zurück liegt. Lehrer versprechen sich viel von dem per se als lehrreich geltenden Kontakt zwischen den Generationen. Allerdings verbleiben diese zweifellos eindrucksvollen Begegnungen, die sich in den Lehrplan sicherlich nicht immer einfach integrieren lassen, häufig im Eindimensionalen, zu einem Dialog oder einer Analyse des Erzählten kommt es selten. Ähnlich der Verwendung von Zeitzeugen in den Medien scheint es auch in den Schulen nicht immer um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Gesagten oder der subjektiven Verarbeitung des Erlebten zu gehen, sondern eher um Anerkennung, Wohlbefinden sowie geschichtspolitisch und moralisch korrektes Verhalten. Der folgende Beitrag beschreibt einen gescheiterten Versuch, über einen rein affirmativen Umgang mit Interviews zwischen Jung und Alt hinauszugehen. Ursprünglich als Nachwort eines Buches vorgesehen, das Interviews von Schülerinnen und Schülern einer 9. Klasse mit Frauen und Männer zu ihren Erfahrungen in Krieg und Nationalsozialismus enthält, wurde es nicht veröffentlicht, da einer der Interviewten seine Interpretationshoheit nicht hinterfragt sehen wollte. Konflikte dieser Art sind womöglich kein Einzelfall.

Vorbemerkung

Vor einiger Zeit trug ein Pastor an mich den Wunsch heran, Interviews zu kommentieren, die eine 9. Schulklasse einer staatlich anerkannten freien Schule in einer Mittelstadt in Norddeutschland im Rahmen des Geschichtsunterrichts mit Angehörigen der älteren Generation zu den Themen Nationalsozialismus, Krieg und Nachkriegszeit geführt hatte.¹ Offenbar hatte er von der Arbeit der Werkstatt der Erinnerung, dem Oral-History-Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg erfahren. (Apel 2011) Da er plante, die Interviewtranskripte als Buch in einer von ihm edierten Reihe herauszugeben, hielt er einen Beitrag von wissenschaftlicher Seite, den er als Nachwort vorgesehen hatte, wohl für eine gute Ergänzung. Eine inhaltliche Einschränkung machte er nicht, sondern ließ mir freie Hand. Ich habe diese Aufgabe gern übernommen und mich intensiv mit den Interviews beschäftigt, die mir in schriftlicher und bearbeiteter Form zur Verfügung standen. Nach intensiver Lektüre der Transkripte begann ich, einen Text für Jugendliche zu entwerfen. Ich bemühte mich dabei, eine verständliche Sprache zu verwenden, Fremdwörter möglichst zu vermeiden und auf

1 Die Namen der Beteiligten und die erwähnten Orte wurden anonymisiert.

Fußnoten zu verzichten. Eine Liste mit weiterführender Literatur sollte zum Weiterlesen anregen. In meinem Beitrag formulierte ich zunächst mein Interesse an Interviews dieser Thematik, die meiner Ansicht nach stark davon geprägt sind, dass überwiegend nichtverfolgte Deutsche von sehr viel Jüngeren, teils Verwandten, über ihre Erinnerungen an Nationalsozialismus und Krieg befragt werden. Dann arbeitete ich anhand von ausgewählten Interviews deutungsoffene Lesarten heraus und verfasste Interpretationsangebote zu einzelnen Interviewpassagen. Darüber hinaus war es mir wichtig, an einigen Beispielen die Interviewdynamik zwischen Jung und Alt zu kommentieren. Dieser Artikel (und die Literaturliste) sind im Anschluss nachzulesen. Der Aufsatz ist allerdings in dem geplanten Band nie erschienen. Wie es dazu kam und wie dies heute in Zeiten der allgegenwärtigen, teils selbsternannten Zeitzeugenschaft zu verstehen ist, findet sich in der Nachbemerkung.

*Jung interviewt alt – Gespräche über Nationalsozialismus,
Krieg und Nachkriegszeit*

„Das schönste am Gedächtnis sind die Lücken.“ – Peter Ensikat

Schülerinnen und Schüler der 9. Klasse haben im Rahmen ihres Geschichtsunterrichts beeindruckende Quellen erarbeitet: Sie interviewten Frauen und Männer über ihre Erfahrungen in Krieg, Nationalsozialismus und Nachkriegszeit. Als Leiterin der „Werkstatt der Erinnerung“, des Oral-History-Archivs der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, bin ich für Interviews zuständig, die mit ganz unterschiedlichen Frauen und Männern in Hamburg und Norddeutschland geführt wurden. Ein wichtiger Teil der Sammlung besteht aus Interviews mit Personen, die im Nationalsozialismus verfolgt wurden oder Widerstand geleistet haben. Denn die „Werkstatt der Erinnerung“ wurde vor 20 Jahren ausdrücklich gegründet, um die Stimmen von Verfolgten und derjenigen, die gegen den Nationalsozialismus Widerstand geleistet haben, aufzunehmen und zu archivieren.

Die Interviewpartner der Schülerinnen und Schüler stammen hingegen eher nicht aus dem Milieu derjenigen, die dem Nationalsozialismus in der Zeit seiner Existenz kritisch gegenüberstanden. Gleichwohl halte ich die entstandenen Interviews für ausgesprochen lesenswert. Einige habe ich exemplarisch untersucht, um über das Transkript, die schriftliche Fassung des Gesprächs, hinaus zu zeigen, was alles in einem Interview „drinsteckt“, was bei genauem Hinsehen angesprochen, aber auch nicht angesprochen wird und wie es sich verstehen lässt. Es ist ein sehr wertvoller Bestand an Interviews entstanden. Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit, die Interviewpartner in einigen Jahren erneut zu befragen, mit dem genaueren Wissen darüber, woher sie stammen und was sie erlebt hatten. Aus wissenschaftlich-historischer Sicht würde sich das in jedem Fall lohnen.

Gut gefallen an den Interviews hat mir, dass sie bei den Befragten zuhause durchgeführt wurden. Die Interviewten mussten also nicht der ganzen Schulklasse Rede und Antwort stehen, sondern sie trafen einzelne Schülerinnen und Schüler oder eine kleine Gruppe in ihrem vertrauten Umfeld. Das ist auch deshalb sinnvoll, weil die Interviewten sich in diesem Rahmen weniger als Zeitzeugen verstehen, die etwas „zu bieten

haben“ und eine ganze Klasse mit möglichst spannenden Anekdoten unterhalten müssen, sondern sich besser auf sich selbst und ihr Gegenüber besinnen können.

Einführende Gedanken

Über den Nationalsozialismus zu sprechen, ist für diejenigen, die ihn erlebt haben, auch Jahrzehnte später nicht einfach. Die Tatsache, dass es heute als hoher Wert gilt, diese Zeit erlebt zu haben und darüber sprechen zu können, macht es nicht leichter, denn die Angehörigen der Erlebnisgeneration werden immer weniger. Die Schülerinnen und Schüler, die sich auf das Interviewprojekt eingelassen haben, machten mit diesen Schwierigkeiten ihre Erfahrungen. Manche Fragen wurden gar nicht beantwortet. Andere wurden zwar beantwortet, die Antworten hatten aber mit der Frage nichts zu tun. Interviewpartner können nämlich ausgesprochen eigensinnig sein. Häufig haben sie ihre eigene Agenda, verfolgen persönlich für sie wichtige Themen, unabhängig davon, welche Fragen ihnen gestellt werden. Dieses Verhalten stellt sicherlich eine besondere Herausforderung der Oral History dar und kann zu Enttäuschung auf Seiten der Interviewer, aber auch zu lohnenden Einblicken in die Erzählinteressen der Interviewten führen.

Ein Interview hat immer viel mehr Facetten, als in der Abschrift der Aufnahme sichtbar wird. Das Transkript stellt lediglich eine stark eingeschränkte Version des an sich flüchtigen Moments der Kommunikation dar, die neben dem gesprochenen Wort auch Gesten und Körpersprache, nonverbale Kommunikation, die aus unterschiedlichsten Gründen veränderte Tonlage, die Sprachmelodie, Betonung, Rhythmus oder Wortabbrüche, Stottern oder Schweigen, umfasst. All das wird in den Transkripten, wie sie im Buch vorliegen, nicht sichtbar. Man ist (fast) ausschließlich auf die geschriebenen Sätze angewiesen, viele Ebenen der Interviewkommunikation sind nicht erkennbar.

Wenn ich Interviews lese, die sich mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen, interessiert mich natürlich, worüber gesprochen wird. Mindestens genauso neugierig bin ich aber darauf, worüber geschwiegen wird, was nicht an- oder ausgesprochen wird oder werden kann. Ich habe mir daher genau angesehen, wie geredet wurde, welche Bilder verwendet und ihnen innewohnende Vorstellungen vermittelt wurden. Und natürlich wollte ich wissen, wie die Schülerinnen und Schüler auf die Interviewaussagen reagiert haben – ob sie sich am vorgegebenen Leitfaden „festgehalten“ haben, oder ob sie nachfragen, nachhaken konnten und nicht gleich aufgaben, wenn ihre Gegenüber eine Frage ganz anders (oder gar nicht) beantworteten als erwartet.

Ich gehe davon aus, dass das Sprechen über den Nationalsozialismus von vielen Einflüssen geprägt ist. Wie darüber gesprochen wird, hängt u.a. davon ab, welche Erfahrungen gemacht wurden. Die Erfahrungen sind wiederum vom Wohnort und Lebensmittelpunkt geprägt, also davon, ob der Interviewpartner oder die Interviewpartnerin in einer Großstadt oder in einem Dorf gelebt hat; aber auch davon, wie alt die Person zu diesem Zeitpunkt war und ob sie sie als Mann oder Frau, als Junge oder Mädchen gemacht hat. Auch die soziale Herkunft – waren die Befragten wohlhabend oder eher arm –, der gesellschaftliche Hintergrund – sangen sie im Kirchenchor oder waren sie Mitglied im Arbeitersportverein –, prägen ein Interview. Letztlich kann sogar die Tagesform, Gesundheit oder Krankheit und was man am Morgen im Radio gehört, am Vorabend im Roman gelesen oder in der vergangenen Woche im

Kino gesehen hat, im Interview von Bedeutung sein. Nicht zuletzt wird ein Interview auch von der Person geprägt, die fragt und die in diesem Fall zur Enkelgeneration gehörte.

Wenn die Zeit des Nationalsozialismus Thema eines Interviews sein soll, wird häufig in erster Linie gar nicht darüber, sondern über den Krieg gesprochen. Dafür gibt es im vorliegenden Band viele Beispiele. Dieses verkürzte Sprechen über den Nationalsozialismus wurde von den Interviewerinnen und Interviewern gelegentlich bestärkt, weil sie gleich danach fragten. Oft wird sogar überwiegend vom Ende des Krieges erzählt, von einer Zeit also, in der die Menschen schlimme Erfahrungen machten, weil ihnen der Krieg mit seiner Gewalt sehr nah kam. Das ist durchaus nachvollziehbar, denn diese Erlebnisse waren lebensgefährlich, und man hoffte, dass sie nie wieder geschehen. Aber wir sollten auch bedenken, dass es älteren Menschen schwer fällt, wissbegierigen Jugendlichen realistisch von Krieg zu erzählen, weil sie sie schonen möchten und sie nicht mit Erzählungen von Gewalt und Unrecht belasten wollen. Im vorliegenden Band finden wir allerdings auch recht drastische Schilderungen davon, welche Auswirkungen der Bombenkrieg auf die Menschen hatte.

Freilich kann ein Schwerpunkt auf den Kriegserlebnissen, die man erlitten hat oder unter denen man sich bewähren musste, dazu führen, dass andere für uns heute interessante Themen gar nicht erwähnt werden. Es mag daran liegen, dass sie von Erinnerungen überdeckt werden, die sehr viel anstrengender auszusprechen gewesen wären, oder weil es leichter ist, über etwas zu sprechen, was man erlitten hat, als darüber, was man damals aktiv mitgetragen hat und im Nachhinein am liebsten nicht getan hätte. Denn es gibt gegenwärtig ein breites gesellschaftliches Einvernehmen darüber, dass der Nationalsozialismus ein verbrecherisches System gewesen ist. Daher ist es durchaus nachvollziehbar, dass viele nicht darüber Auskunft geben wollen, wie fasziniert und begeistert sie von der Hitler-Jugend oder von den vielen anderen Angeboten waren, sich am NS-System zu beteiligen. Vielleicht wird diese Zeitspanne deshalb selten erwähnt, weil die Vorkriegszeit als normaler, als uninteressanter, gleichförmiger Alltag erlebt wurde, in dem nichts erinnerns- und erzählenswertes geschah. Da man aber heute weiß, was an Unrecht und Verbrechen längst vor dem Krieg geschah, kann es für viele schwierig sein, diese gegensätzlichen eigenen Erfahrungen auszusprechen.

Die Interviews

Mein vordringliches Interesse an Interviews mit Frauen und Männern, die den Nationalsozialismus erlebt haben, liegt darin herauszufinden, wie es dazu kommen konnte, dass so viele Deutsche ein verbrecherisches System gestützt haben. Dies geht aus den Aussagen natürlich nicht direkt hervor, aber es finden sich spannende Hinweise, denen nachzugehen sehr lohnenswert ist. Auch dies möchte ich an den in diesem Band versammelten Gesprächen überprüfen.

Aber schauen wir doch nun in die Interviews. Im Buch sind 17 Gesprächsprotokolle abgedruckt, es wurden neun Männer und sieben Frauen interviewt. Die Älteste gehört dem Geburtsjahrgang 1915 an, der Jüngste wurde 1939 geboren. Vier Interviews habe ich ausgewählt und sie etwas gründlicher in Augenschein genommen. Damit möchte ich sie aber nicht bewerten. Alle Interviews wären es wert gewesen, ausgiebig analysiert zu werden.

„Man musste schließlich aber doch miteinander auskommen.“ Das Interview mit Hugo Thode

Hugo Thode, der von sich sagt, dass er sich für „Früher“ interessiert und an der Chronik seines Dorfes mitgearbeitet habe, gehört dem Jahrgang 1935 an. Er war also zum Zeitpunkt des Kriegsendes zehn Jahre alt, ein Junge, der mit seinen Eltern, seinen Großeltern und seinen vier Geschwistern in einem Dorf im Westen Norddeutschlands gelebt hat. Die längsten Passagen des Interviews behandeln die Kriegszeit aus einer typischen altersgemäßen Wahrnehmung heraus, da sein Heimatdorf in der Einflugschneise der US-amerikanischen und britischen Flugzeuge lag. Daher erlebte er zahlreiche Flüge von Bomberflugzeugen mit, die gelegentlich angegriffen wurden, ihre Bombenlast in seiner Nähe abwarfen oder abgeschossen wurden. Am tiefsten hat sich ihm die Bombardierung einer Raffinerie eingeprägt. Beeindruckend ist, wie genau er sowohl den Ablauf der Bombenangriffe als auch die technischen Details schildern kann.

...das waren Stabbrandbomben, etwa 40 Zentimeter lang, achteckig und unten war ein Eisenkopf dran, der war etwa zehn Zentimeter hoch, damit die mit dem Kopf zuerst nach unten fielen. Oben war eine Blechdose drauf. Unter dieser Blechbüchse war so Magnesium und hinten drauf war ein Zünder, alles sechs- oder achteckig.

Wer diese Zeilen liest, hat nicht den Eindruck, als würde Hugo Thode von einem Ereignis sprechen, das bald 70 Jahre zurück liegt ist, so präsent sind ihm die technischen Details, die „Tannenbäume“, die vorbereitend herabgelassen wurden, und die Folgen der Bombardierungen. Es wird deutlich, dass ihn als Junge die großen Maschinen, die Technik, das „Feuerwerk“ der Bombenangriffe fasziniert hat. Er hat sogar – von größeren Jungen mitgenommen, auch das ein erinnerenswertes Ereignis in seinem Leben, weil es ihm wahrscheinlich verboten war – die Überreste der Bomben anschließend aufgesammelt. Damit hat er auf alters- und geschlechtsgemäß typische Weise seiner Begeisterung für den Krieg Ausdruck verliehen. Damit ist er nicht der einzige. Wie er haben viele heranwachsende Jungen den Bombenkrieg nicht so sehr als Bedrohung, sondern als aufregende Ausnahmezeit empfunden. Hugo Thode formuliert dies mit den Worten: „Also, das war etwas ganz Besonderes.“

Bemerkenswert aber finde ich an dem Interview etwas anderes, das viel weniger auffällig, in kurzen Erwähnungen mal hier, mal da im Gespräch auftaucht. Eine der ersten Fragen bezog sich darauf, ob er Mitglied in einer der nationalsozialistischen Organisationen gewesen sei. Er stellt es so dar, als habe er (und alle anderen) keine andere Wahl gehabt, als sein Kreuz bei der NSDAP zu machen. Eine aufschlussreiche Antwort, denn als kleiner Junge durfte er ja noch gar nicht wählen. Hier hätte man eigentlich eine ganz andere Antwort erwartet. Vielleicht eine Erzählung über seine Zeit im Jungvolk, denn Herr Thode war ja bei Kriegsende erst zehn Jahre alt. Stattdessen macht er sich im Rückblick viel älter, als er tatsächlich war. Er spricht hier also nicht von sich, sondern nimmt eine andere Position ein, nämlich die des Dorfchronisten und Historikers seiner Zeit, der für alle Auskunft geben kann. Eigentlich, so scheint mir, möchte er aber seine Befürchtungen deutlich machen, dass es im Dorf

für ihn unangenehm geworden wäre, wenn er nicht das getan hätte, was alle taten, nämlich Mitglied in der Hitlerjugend zu sein.

„Man musste schließlich aber doch miteinander auskommen.“ Auch das kann man in viele Richtungen interpretieren. Es könnte bedeuten, dass er sich heute noch an den Druck von Gleichaltrigen erinnert, den er als Junge gespürt hat. Er könnte sein, dass er sich an die damals vorherrschende Sicht- und Verhaltensweise erinnert. Man könnte den Satz aber auch so verstehen, dass er heute für sein Verhalten von damals um Verständnis wirbt, weil man ja auch nach dem Krieg längerfristig in einem Dorf mit seinen überschaubaren sozialen Beziehungen miteinander auskommen musste. Er erzählt weiter, dass er im Nachbarort in die Hitlerjugend eintrat, und geht schnell dazu über zu schildern, dass er es bedauerte und was ihm daran nicht gefiel, unter anderem, dass er von den HJ-Führern garstig behandelt wurde, aber auch, dass er nicht am Geburtstag seines Großvaters teilnehmen konnte, weil er an dem Tag „Dienst“ hatte. Beim Lesen erhält man den Eindruck, dass er nur Hitlerjunge geworden ist, weil er einen gewissen sozialen Zwang zur Anpassung gespürt hat, denn es hätten alle getan, und er wäre als Ausnahme unangenehm aufgefallen. An dieser Stelle des Interviews sagt er nicht, was viele andere auf Fragen dieser Art häufig antworten, nämlich ob er es nun eigentlich gern wollte, ob er unbedingt – wie so viele in der Zeit – auch eine Uniform tragen wollte, ob ihm die gemeinsamen Fahrten und Abenteuer Spaß gemacht haben oder ob er einfach dazugehören wollte. Sondern er verweist gleich darauf, dass er quasi eintreten musste, er also eigentlich dafür nicht verantwortlich zu machen ist. Erst viel später im Interview wird deutlich, was er tatsächlich für ein Verhältnis zum Nationalsozialismus hatte. Er hat nämlich durchaus darunter gelitten, dass seine Familie etwas anders war als alle anderen. Als er gefragt wird, ob er für oder gegen die Nazis gewesen sei, erzählt er, dass nur vor dem Haus seiner Eltern nicht geflaggt gewesen sei, im Gegensatz zu allen anderen Häusern des Dorfes, vor denen die Hakenkreuzfahne geweht habe. Auf seine Initiative sei dann auch bei seinen Eltern eine Fahne angebracht worden.

Aber das war ich alleine, Opa hat vielleicht noch mitgeholfen, aber die Eltern waren nicht dafür.

Uns mag es heute seltsam vorkommen, dass es dem kleinen Jungen, der Herr Thode damals war, so wichtig war, dass auch vor seinem Elternhaus die Hakenkreuzfahne hing. Aber in einem Dorf, in dem jeder jeden kennt, stellte eine fehlende Fahne ein sehr sichtbares Zeichen für Distanz zum herrschenden politischen Regime dar. Von vielen, die dem Nationalsozialismus kritisch gegenüber eingestellt waren, weiß man, dass sie damals zumindest ein kleines Fähnchen herausgehängt haben, damit sie eben nicht auf den ersten Blick als Kritiker oder Gegner erkennbar waren. Dies ist das einzige Mal, dass Hugo Thode sagt, dass er sich aktiv für einen Aspekt des Nationalsozialismus eingesetzt habe. Ansonsten hält er sich völlig mit einer Einschätzung zurück und erweckt den Anschein, als habe er schon damals die Meinung vertreten, die heute bei allen Zustimmung findet: dass nämlich der Nationalsozialismus abzulehnen sei. Nur sei eben der Druck so stark gewesen, dass alle hätten mitmachen müssen.

So erklärt er auch die Entscheidung seines Vaters, in die NSDAP einzutreten, damit, dass die gesamte Familie Probleme bekommen hätte, wenn er es nicht getan

hätte. Um sie zu schützen, sei der Vater dann doch Parteimitglied geworden, obwohl er den Nationalsozialismus, im Gegensatz zum Großvater Hugo Thodes, der SA-Mitglied gewesen sei, abgelehnt habe. Auch dies ist ein nicht ungewöhnlicher nachträglicher Umgang mit dem Nationalsozialismus: Es wird so dargestellt, als hätten alle keine andere Möglichkeit gehabt als mitzumachen. Wirklich überzeugt war aber eigentlich keiner. Auf diese Weise muss heute niemand so recht für sein Verhalten Verantwortung übernehmen. Dieser Aspekt der Anpassung, der sozialen Kontrolle und der Angst vor Nachteilen oder Strafen ist von großer Bedeutung, wenn man versuchen will zu verstehen, wie das nationalsozialistische System funktioniert hat.

Eine andere Passage im Interview lässt aber an der Distanz des Vaters zum NS-System zweifeln. Es ist durchaus denkbar, dass sein Vater in die Partei eingetreten ist, um, wie sein Sohn an anderer Stelle im Interview erwähnt, ein großes Gut in der Ukraine zu erhalten. Wie Thode selbst sagt, wurden diese privilegierten Bauern „Sonderführer“ genannt. Sein Vater hatte dafür eine besondere Landwirtschaftsschule besucht. Wir können nicht wissen, was er dort getan hat und unter welchen Bedingungen er aufgenommen wurde. Herr Thode selbst formuliert es folgendermaßen:

Ich habe einen Brief von meinem Vater, indem er schreibt: „Wir sind zu dritt in die Ukraine gekommen, in die Nähe von Schytomyr“, diese Landwirte nannte man dann Sonderführer, „wir sind zu dritt auf 65.000 Hektar Land, wovon etwa 4.000 Hektar gepflügt werden können und in einem Zustand sind, dass man dort Getreide oder anderes anbauen kann. Unsere erste Aufgabe wird es sein, dass die Bevölkerung, die hier noch lebt, was zu essen bekommt.“ In der Ukraine sollte das Getreide wachsen, um in Deutschland die Menschen zu ernähren.

Im obigen Zitat ist ein Widerspruch enthalten: Herr Thodes Vater schrieb, er solle die dort lebende Bevölkerung mit Nahrungsmitteln versorgen. Er selbst schließt unmittelbar an, dass die Menschen in Deutschland ernährt werden sollten. Was hat es mit diesen gegensätzlichen Aussagen auf sich? Sie lassen sich nicht so einfach auflösen. Ein grundsätzliches Ziel des Angriffs der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion, „Unternehmen Barbarossa“ genannt, lag jedenfalls darin, sich die Gebiete anzueignen, die Bevölkerung umzubringen oder auszuhungern, die landwirtschaftlichen Produkte für das Deutsche Reich zu verwenden und die gesamte Region für die deutsche Kolonisierung vorzubereiten. Denn die nationalsozialistische Politik sah die Ukraine vor allem als „Lebensraum“, als ein Siedlungsgebiet für die Deutschen nach dem Krieg. Auf diese Weise sollte die deutsche Bevölkerung mit Agrarprodukten versorgt und die Bevölkerung vor Ort dem Hungertod ausgeliefert werden. Zur Führung der großen Güter wurden die „landwirtschaftlichen Sonderführer“ benötigt. Häufig wurden dort einheimische Zwangsarbeiter, d.h. Häftlinge oder Kriegsgefangene, beschäftigt und brutal ausgebeutet. Ob also sein Vater dem NS-System tatsächlich so distanziert gegenüber stand, wie er behauptet, erscheint vor diesem Hintergrund fraglich. Es könnte aber auch ganz anders gewesen sein. Denkbar ist, dass Hugo Thodes Vater sich von dem Umzug ins ferne Shitomir erhoffte, der Enge des Heimatdorfes zu entfliehen, in dem er sich wegen seiner Position als politischer Außenseiter nicht sonderlich wohlfühlte.

Beim mehrmaligen Lesen des Interviews verfestigt sich der Eindruck, dass der Nationalsozialismus für Herrn Thode insgesamt keine entbehrungsreiche, gefährvolle oder aus anderen Gründen negativ besetzte Zeit gewesen ist. Denn auf die Frage der Jugendlichen danach, wie sich die Familie ernährt habe, stellt er fest, dass die „Nachkriegszeit [...] eigentlich die schlechteste Zeit“ gewesen sei. Dann nämlich sei es erst richtig schwierig gewesen, an genügend Lebensmittel heranzukommen, und es seien sogar Mangelkrankheiten aufgetreten. Für ihn scheint die Kriegszeit, ebenso wie der Nationalsozialismus, den er als kleiner Junge ohnehin nicht richtig durchschaute, der ihn aber stark geprägt hat, nicht wirklich schlimm gewesen zu sein. Wenn man vorsichtig war und sich angepasst, nichts falsches gesagt und getan hat, ist man gut durch gekommen und kehrte nicht, wie ein Bauer, der für eine kritische Bemerkung denunziert und in ein Konzentrationslager eingeliefert wurde, „im Zinksarg zurück“, wie Herr Thode erwähnt.

Zugleich war die unmittelbare Nachkriegszeit für ihn aber extrem spannend, weil die Region, in der er lebte, zu jenem Sperrgebiet gehörte, in dem ehemalige Wehrmachtssoldaten und höhere Ränge unter britischer Oberherrschaft interniert waren und sich selbst verwalteten. Einige waren bei Herrn Thodes Familie einquartiert. Er erlebte sie also unmittelbar und erzählt davon besonders lebhaft, anschaulich und mit vielen Details.

Dieses relativ kurze Interview ist eine komplexe Quelle, die eine Vielfalt von Aspekten anspricht, die sich hinter dem großen Thema Nationalsozialismus und Krieg verbergen. Die jugendlichen Interviewer fanden es interessant, wie sie im Nachtrag schreiben. Das ist es tatsächlich. Auf den ersten Blick wirkt das Interview vielleicht eindeutiger, als es nach mehrmaligen Lesen zu sein scheint. Letztlich bleibt etwas unklar, welches Verhältnis der Vater zum Nationalsozialismus gehabt hat. Dafür hätte man noch etwas genauer nachfragen müssen. Vermutlich wäre es aufschlussreich gewesen, wenn die Jugendlichen in die Briefe des Vaters hätten hineinschauen können, um sich selbst ein Bild von seinen Aufgaben in der Ukraine zu machen. Dies ist aber eine Aufgabe, die man von Studierenden und Wissenschaftlern verlangen kann, von Neuntklässlern jedoch nicht. Aber die Mischung aus Anpassung und Attraktion, aus Andeutungen und Anekdoten über den Krieg und der Einsicht, dass die Nachkriegszeit die schlimmere war, wird den Jugendlichen sicherlich zu denken gegeben haben. Zurück bleibt ein mehrdeutiger Eindruck von Herrn Thodes Erzählung – und das ist sicherlich nicht das Schlechteste. Denn so eindeutig negativ wie heute über Krieg und Nationalsozialismus gesprochen wird, scheint es für Herrn Thode – und mit ihm für viele andere auch – nicht gewesen zu sein, so jedenfalls hat er es nicht erlebt. Auch wenn er sich heute immer wieder vom Krieg und NS-System distanziiert, bleibt erkennbar, dass ihn damals als Kind vieles begeistert und fasziniert hat.

„Aber ich persönlich habe überhaupt nichts getan.“ Das Interview mit Edgar Rethmann

Ganz unerwartet stellt sich für mich das Interview mit dem 1922 geborenen Edgar Rethmann dar. Man erfährt nicht, wo er damals gelebt hat. Ich vermute, dass er in einer norddeutschen Großstadt aufgewachsen ist. Er wurde zu Kriegsbeginn im Alter von 17 Jahren als Soldat in die Wehrmacht eingezogen. Ich hätte angenommen, dass dieser Interviewpartner ausgiebig von seinen Kriegserfahrungen erzählt, von den Ländern und Regionen, in denen er eingesetzt war, und von dem, was er dort erlebt

hat, denn schließlich gelangten viele Männer auf diese Weise zum ersten Mal ins Ausland. Aber all das erwähnt er überhaupt nicht. Stattdessen kommt er mehr oder weniger sofort auf seine Gefangenschaft zu sprechen. Im Mai 1945, unmittelbar vor Kriegsende, geriet er in der Sowjetunion in Kriegsgefangenschaft, wo ihm im Winter des Jahres bei der Zwangsarbeit sein Fuß erfror. Später musste ihm nach und nach das gesamte Bein amputiert werden. Befragt nach seinen schrecklichsten Erinnerungen schildert er, wie es dazu kam, und erklärt, dass er es einer russisch-jüdischen Ärztin zu verdanken habe, dass er nach Hause zurückkehren konnte. Dies erwähnt er in anerkennender Weise. Er sagt:

Obwohl wir Deutschen die Juden verfolgt hatten, hat eine jüdisch-russische Ärztin dafür gesorgt, dass ich nach Hause konnte.

In seiner Erläuterung ist ein sehr indirektes Schuldeingeständnis enthalten. Die drei Jugendlichen, die ihn interviewten, stellten daraufhin eine angemessene, in den Kontext passende Frage, die zeigt, wie gut sie sich auf das Thema des Interviews vorbereitet haben. Sie wollten wissen, ob Herr Rethmann mitbekommen habe, wie die Juden verfolgt wurden. Herr Rethmann verneint das. Die Jugendlichen gaben sich damit aber nicht zufrieden, sondern hakten nach und schlossen mit der fragenden Feststellung an: „Eher so im Nachhinein?“

Herr Rethmann will dazu offenbar nichts sagen. Er weicht aus und antwortet:

Vor dem Krieg war ich sehr jung, dann war ich ja sofort Soldat. Aber ich hab‘ persönlich überhaupt nichts getan. Ich weiß nur, dass unsere Nachbarn auch Juden waren, aber das haben wir erst gewusst, als die Bude leer war. Auf einmal waren sie weg, aber wohin, wussten wir nicht. Ich wurde dann eingezogen. Ich hab‘ davon nichts mitgekriegt, ich war immerhin schon mit 17 Soldat.

Dass Juden, von denen man noch nicht einmal wusste, dass sie Juden waren, auf einmal „weg“ waren, ist eine typische Formulierung aus Interviews, die ich in vielen Varianten kenne. Unklar bleibt, was eigentlich genau geschehen ist. Konnten die jüdischen Nachbarn emigrieren oder wurden sie deportiert? Niemand scheint es zu wissen. Herr Rethmann will damit jedenfalls erkennbar nichts zu tun haben. Er benennt weder Opfer noch Täter. Er will sich lediglich positionieren und vielleicht auch entlasten: „Aber ich persönlich habe überhaupt nichts getan.“

Das könnte bedeuten, dass er durchaus von anderen weiß, die etwas getan haben. Es könnte auch nahelegen, dass er sich bewusst ist, dass die Verfolgung der Juden ein Verbrechen gewesen ist, das der gesamten deutschen Gesellschaft angelastet werden kann. Da er in der Sowjetunion in Gefangenschaft geriet, ist anzunehmen, dass er auch dort Soldat gewesen ist. Dass er dort von der Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung nichts mitbekommen haben soll, ist schwer vorstellbar. Aber vielleicht ist das genau der Grund, warum er darüber nicht sprechen möchte und darauf besteht, nichts getan zu haben.

„Ich konnte das alles bestens führen.“ Das Interview mit Anna K.²

Ein besonderer Fall ist sicherlich das Interview mit Anna K. Aus der Nachbemerkung der Interviewerin geht hervor, dass Frau K. bei einem Folgebesuch der Interviewerin sehr feindselig reagierte und ihr heftige Vorwürfe machte. Dies ist natürlich eine sehr unangenehme und aufwühlende, jedoch gelegentlich vorkommende Reaktion. Denn Interviews gibt oder führt man „nicht einfach so“, sondern sie können viel in Bewegung setzen, Positives wie Beunruhigendes. Die hilfsbereite Leiterin des Seniorenheims, in dem Frau K. lebt, informierte darüber, dass Frau K. dement sei. Dem Transkript des Interviews ist das nicht unbedingt anzumerken. Frau K., Jahrgang 1915 und damit die Älteste der Interviewten, erzählt auffallend anschaulich und offen. Nur wenige Passagen oder Äußerungen wiederholt sie, und dies könnte daran liegen, dass sie bereits vergessen hatte, es kurz zuvor erwähnt zu haben. Es könnte aber auch darauf verweisen, dass bestimmte Ereignisse in ihrem Leben eine besondere Bedeutung für sie hatten, weswegen sie mehrmals auf sie zu sprechen kommt. Diese Vermutung wird ihren Erzählungen und dem, was sie in ihrem Leben heute als wichtig einschätzt, womöglich besser gerecht.

Befragt nach ihrer Kindheit, kommt Frau K. zügig auf ein besonders wichtiges Ereignis in ihrem Leben zu sprechen. Sie wohnte mit den Eltern und ihren beiden Schwestern in einer Kleinstadt in Pommern. Ihr Vater war Kreisoberstraßenmeister, hatte also eine nicht unwichtige Position. Es ist anzunehmen, dass die Familie von Frau K. in kleinbürgerlichen, gesicherten Verhältnissen lebte. An ihre Schulzeit hat sie nur gute Erinnerungen. Eines Tages habe die „Frau des Gutsbesitzers“ bei ihrer Mutter vorgesprochen und sie darum gebeten, ihre Töchter aufs Gut zu schicken, damit sie gemeinsam mit ihren Kinder von einer Hauslehrerin erzogen würden.

Ab da waren wir die Kinder vom Gut ... Dort haben wir sehr viel gelernt, aber ich war begabter als die Kinder vom Gut.

Sie führt aus, dass sie weniger Fehler machte, als die aus einer höheren Schicht stammenden Kinder „vom Gut“. Die Kinder selbst erwähnt sie nicht, auch nicht, ob sie sich mit ihnen verstanden hat oder mit ihnen befreundet war. Frau K. wollte offenbar vor allem vermitteln, dass sie talentierter war als sie. Ihr Lehrer sorgte später dafür, dass sie eine höhere Schule besuchen durfte. Dort musste sie selbst schriftlich und mündlich erläutern, warum sie auf dieses Gymnasium gehen wollte. Auch damit war sie erfolgreich. Sie beschreibt es folgendermaßen:

Und ich bin dann immer so ein Treppchen hochgestiegen, nur durch Begabung.

Ihr eigentliches Ziel, ein Studium aufzunehmen, erreichte sie aber nicht. Umstandslos beschreibt sie den frühen Abbruch ihrer Ambitionen damit, dass sie schon als Jugendliche ihren zukünftigen Mann kennengelernt habe. Der aber wollte Kaufmann werden und brauchte gar keine studierte Ehefrau, sondern vor allem eine gute Mitarbeiterin. Frau K. kommentiert dies nicht. Anstelle einer Bewertung zitiert sie ihren zukünftigen Mann mit den Worten:

2 Das Transkript lag mir in dieser Form anonymisiert vor.

„Du wirst nicht studieren! Du heiratest mich, ich bin ein Kaufmann, du wirst die Frau eines Kaufmanns...“

Hier hätte es nahegelegen, wenn die Interviewerin nachgefragt hätte. Ich hätte an dieser Stelle gern gewusst, wie Frau K. heute darüber denkt, dass ihr Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist. Ob sie sich gern oder mit Mühe den Forderungen ihres Mannes angepasst hat, ob sie mit ihm darüber gestritten hat, ob sie vielleicht sogar überlegt hat, ihn nicht zu heiraten – warum sie ihn dann doch geheiratet hat, all das erfahren wir nicht. Aus dem Interview geht aber hervor, dass Frau K. mit ihrem Lebensweg ganz zufrieden zu sein scheint. Denn sie wurde eine erfolgreiche Geschäftsfrau, wie sie später erzählt.

Auffallend und beeindruckend an dem Interview mit Frau K. ist, dass sie nach ihren Aussagen zu urteilen am wenigsten von allen Interviewten den heutigen Konsens über das verbrecherische, abzulehnende System des Nationalsozialismus verinnerlicht hat. Denn Frau K. spricht ohne größere moralische Verrenkungen, Einschränkungen und Rücknahmen auch von den guten Seiten des Nationalsozialismus und des Krieges. Schließlich ermöglichte er ihr größere Handlungsspielräume. Denn auch wenn ihr Mann nicht wollte, dass sie studierte, führte sie doch während seiner Abwesenheit das Geschäft erfolgreich allein. Davon erzählt sie mit unüberhörbarem Stolz:

Die großen Güter, das waren unsere Kunden. Alles, was auf diesen Gütern anfiel, wurde hinten in der Sattlerei und Polsterei gemacht, aber ich musste vorne im Geschäft stehen und es führen. Ich hatte aber, Gott sei Dank, die gute Buchführung gelernt. Ich konnte alles, was das Geschäft betraf, regeln. Ich konnte das alles bestens führen. Mein Mann war Soldat, die Gesellen und Meister, die das Alter hatten, waren Soldaten. Ich musste alles, was dort anfiel, selbst machen.

Sie hat es also auch ohne eine akademische Ausbildung zu etwas gebracht, und sie hatte auch wieder mit den Gutshöfen zu tun, die schon in ihrer Kindheit eine wichtige Rolle in ihrem Leben gespielt hatten.

Sehr freimütig und gleichzeitig kritisch fallen ihre Antworten auf die Fragen nach ihrer Einbindung in nationalsozialistische Organisationen aus. Ohne sich zu rechtfertigen und den Schwerpunkt darauf zu legen, dass sie gezwungen wurde, wie manche andere es in Interviews tun, erzählt sie auf unschuldig wirkende Weise, dass es ihr im BDM gut gefallen habe. Differenziert verweist sie darauf, dass ihre Eltern nicht sonderlich erfreut darüber waren, sie selbst es aber durchaus genossen hätte:

Ja, da war ich drin. Es war sehr streng. Aber es war auch, ja, wie soll ich sagen, schön. Denn endlich konnten wir mal geschlossen mit anderen Kindern zusammen sein. Wir konnten zusammen spielen, wir wurden erzogen. Wir haben nachts Ausflüge gemacht, mussten durch die Wälder marschieren, aber alles immer unter Aufsicht und Befehlen. Bei Hitler war gleich: Erziehung, Erziehung und Strenge. Er gab die Befehle und seine Leute mussten ausführen. Und so wurden wir Kinder erzogen. Es war eines Teils gut und eines Teils nicht gut.

Ihre die positiven und negativen Seiten mit einbeziehende Sichtweise zieht sich weiter durch das Interview. Dies kann sie vermutlich deshalb gut, weil sie wohl eher nicht zu den Verfolgten und Verdächtigten, vielleicht auch nicht zu den Schuldiggewordenen gehörte, sondern eher zu jenen, die unbeeinträchtigt durch Nationalsozialismus und Krieg kamen. Auf die Frage, ob ihre Eltern die NSDAP gewählt hätten, antwortet sie:

Ja, doch natürlich, wir mussten es doch. Wenn wir es nicht taten, waren wir dumm. Hitler hat sehr aufgepasst, wenn einer seine Befehle nicht ..., ähm, also die haben Ärger bekommen. Aber so schlimm war es nicht, es hatte was für sich, denn wir wurden alle gut erzogen, bloß streng erzogen, aber anders ging es nicht. Und wenn wir das nicht getan haben, wurden wir streng bestraft.

Hier scheint durch, dass sie den Nationalsozialismus allenfalls als Erziehungsdiktatur empfunden hat, die im Grunde den Menschen nichts Schlechtes gewollt hat. Über die Verbrechen des Regimes spricht sie von sich aus nicht. Die Interviewerin stellt zum problematischsten Komplex dieser Zeit eine angemessen offene, wertfreie Frage, vielleicht weil sie mit der Bedeutung des „wir“ von Frau K. nicht zufrieden oder mit ihrer Interpretation nicht einverstanden ist: „Hatten Sie Menschen mit jüdischem Glauben oder anderen Religionen in Ihrem Umfeld?“ Frau K. antwortet entwaffnend und unerwartet mit: „Ja, die waren ja überall in allen Dörfern.“

Sie fügt dem aber nichts weiter hinzu. Erst auf die Folgefrage, ob die Juden nach einem bestimmten Zeitpunkt anders behandelt wurden als zuvor, erläutert sie:

Teils, teils. Oh Gott, weißt du, vorher hat man sich gar nicht darum gekümmert, wer jetzt Jude war oder wer das war. Wir sind doch zusammen in die Schule gegangen. Und wer Freund war, der war Freund. Die Juden hatten ja meistens die Geschäfte, oder sie waren ausgebildet als Uhrmacher. Alles, was so geschäftlich war, das war in der Hand der Juden, und da hakte Hitler ein. Das war sofort verboten, das durften keine Juden mehr führen, und da kamen die Deutschen ran.

An dieser Aussage fällt auf, dass sie zunächst von freundschaftlichen, nahen persönlichen Kontakten spricht, ohne aber auszuführen, ob sie selbst jüdische Freunde hatte. Dann findet aber ein Perspektivwechsel statt. In Sachen Ausgrenzung der Juden kommt Hitler ins Spiel: Er ist es, der nun quasi persönlich zuständig ist. Frau K. formuliert in eigenen Worten den Prozess der „Arisierung“, der wirtschaftlichen Ausgrenzung und Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung, von der in der Regel die unmittelbaren nichtjüdischen Nachbarn und die Partei am stärksten profitierten. Die Aussage „da kamen die Deutschen ran“ klingt, als seien die Deutschen irgendwelche fernen anderen Leute und eben nicht die gleichen Bewohner des Ortes, die Nachbarn und ehemaligen Geschäftskollegen gewesen. Seltsam klingt es auch, wenn eine erfolgreiche Geschäftsfrau, selbst Nichtjüdin, behauptet, dass alles „was so geschäftlich war [...] in der Hand der Juden“ gewesen sein soll. Dies hört sich so an, als würde Frau K. ein klassisches Argument der damaligen antisemitischen Propaganda wiederholen.

Leider wurde hier nicht nachgefragt. An dieser Stelle hätte sich angeboten, nach ihrer persönlichen Wahrnehmung und Erinnerung zu fragen. Zum Beispiel danach,

wer denn ihre jüdischen Freunde gewesen sind und was aus ihnen geworden ist. Wer weiß, was sie dazu erzählt hätte, denn schließlich war sie zur Zeit der stärksten Ausgrenzung der Juden bereits erwachsen und wird als aktive Geschäftsfrau von der Verdrängung der jüdischen Bevölkerung aus dem Wirtschaftsleben einiges mitbekommen haben. Dazu wird sie aber nicht gefragt und erzählt von sich aus nichts. Das ist in gewisser Weise nachvollziehbar, denn dieses Thema, die Behandlung der Juden im Nationalsozialismus, ihre Verfolgung, Vertreibung und Ermordung und das Verhalten der nichtjüdischen Bevölkerung, die überwiegend wegschaute, mit Genugtuung zuschaute oder von der Ausgrenzung der Juden profitierte, gehört zu den heikelsten und ist nach wie vor von Tabus, von vermeintlichen Gesprächsverboten belastet, die ein unbefangenes Sprechen darüber erschweren. Beide am Interview Beteiligten haben es hier nicht leicht, weil das Wissen um die schuldhafte Verstrickung der Deutschen am Holocaust mehr oder weniger unausgesprochen über allem schwebt.

Aus dem nachdenklichen und reflektierten Kommentar der Interviewerin geht hervor, dass es bei einem späteren Besuch der Interviewerin zu einem heftigen Konflikt kam. Frau K. warf der Interviewerin vor, sie hätte sie des Judenmords bezichtigt. Die Interviewerin wirkt in ihrer Ablehnung dieses Vorwurfs zweifelsfrei glaubwürdig und ist für den Gefühlsausbruch von Frau K. nicht verantwortlich. Ihre Fragen waren ausgesprochen sachlich. Sie hat Frau K. in keinem Moment moralisch in die Enge getrieben oder hartnäckig auf die Beantwortung bestimmter Fragen bestanden. Warum kam es also zu diesem Gefühlsausbruch und zu diesen Vorwürfen? Wie lässt sich die Reaktion von Frau K. interpretieren? Frau K. war im Nachhinein offenbar sehr unzufrieden mit dem Interview. Die Gründe dafür können wir nicht wissen, aber wir können überlegen, ob es Hinweise gibt, die eine Erklärung nachvollziehbar erscheinen lassen. Ein Grund könnte sein, dass Frau K. Erinnerungen auf der Seele liegen, die sie im Interview nicht erwähnt hat, die ihr aber im Nachhinein zurück ins Gedächtnis kamen und mit denen sie sich unwohl oder für die sie sich schuldig fühlt. Vielleicht ist es aber auch ganz anders, und sie fühlt sich unverstanden, weil sie den Nationalsozialismus eigentlich gar nicht als schlechte Zeit erlebt hat und ein schlechtes Gewissen hat, weil man heute weiß und quasi täglich in den Medien hören kann, wie viele Verbrechen in der Zeit begangen wurden. Vielleicht hängt sie aber auch der Vorstellung an, dass „die Jugend“, die die Zeit nicht miterlebt hat, sich ein Urteil über ihre Aussagen anmaßt, mit dem sie nicht einverstanden ist. Denn häufig hört man in Interviews mit älteren Menschen, dass sie sich nur mit Gleichaltrigen über die Zeit des Nationalsozialismus unterhalten könnten, da nur sie aus eigener Erfahrung Verständnis für die Zeit hätten. Jüngere, die nicht dabei gewesen sind, würden mit dem NS nur die Verbrechen und den Mord in Verbindung bringen und zu viele Vorwürfe äußern, die die Älteren nicht hören möchten.

„Weil es so nah war.“ Das Interview mit Lisbeth Prüsse

Viele der Gesprächspartner des Interviewprojekts, die während des Nationalsozialismus noch Kinder oder Jugendliche waren, erinnern sich besonders intensiv an die Bombenangriffe, von denen sie ausgiebig und anschaulich erzählen. Der anfangs erwähnte Herr Thode mit seiner für Jungen typischen Begeisterung und den präzisen Schilderungen der Bomben gehörte auch dazu. Aber auch ältere Damen, die als Mädchen den Bombenkrieg erlebten, können heute noch technische Details beschreiben, allerdings aus etwas anderen Gründen, wie sich gleich zeigen wird.

Die 1924 in Hannover geborene und aufgewachsene Lisbeth Prüsse erhielt im Schulunterricht eine Art Ausbildung als „Melder“. Danach musste sie bei Fliegeralarm durch die Stadt gehen und bei Rettungsstellen angeben, wo Bomben gefallen waren. Eine heute grausam klingende Aufgabe für Kinder und Jugendliche, die sie völlig überforderte und der sich Frau Prüsse vor lauter Angst bald entzogen hat.

Das war der größte Unsinn, denn da kriegte ich ja meinen ersten Horrورانfall, wie die ersten Bomben fielen. Im fremden Keller saß ich da. Das hab ich einfach nicht mehr gemacht.

Wenn man weiß, wie wichtig es für Kinder und Jugendliche war, die Bombenangriffe mit ihrer kaum vorstellbaren Gewalt zumindest im schützenden und geborgenen Familienkreis zu erleben, dann kann man ein wenig ermessen, was es für Frau Prüsse bedeutet haben muss, in fremden Kellern auszuharren, also auch mit fremden Leuten, die mit ihren eigenen Ängsten und Angehörigen beschäftigt waren und sich nicht um ein unbekanntes Mädchen kümmern wollten. Im Folgenden erläutert sie die Ausbildung zur Melderin, die ein Grund dafür war, dass sie sich noch so genau an technische Details erinnert:

[...] in der Schule kriegten wir beigebracht, wie man mit Brandbomben umgeht, ich sehe die noch. So sechseckige, so lang, und da war ein Knopf, und das war der Auslöser. Und dann sollten wir auf dem Boden überall nachgucken, wo Brandbomben liegen. Das hatten wir als Aufgabe.

Beim Lesen des Interviewtextes sieht man Frau Prüsse regelrecht vor sich, wie sie die genauen Erinnerungen an eine Tätigkeit, die sie heute als kompletten Unsinn bezeichnet, gestenreich an ihre Interviewer weitergibt. Dies hat sich ihr vermutlich deshalb so stark eingeprägt, weil sie als Jugendliche, in etwa dem Alter ihrer Interviewpartnerinnen, Bombenangriffe auf eine Ölraffinerie in der Nähe ihrer Heimatstadt miterlebt hat.

Da kriegte ich meinen ersten panischen Schrecken. Weil es so nah war. Das Flakgeballer über uns, diese Flugabwehrkanonen...

Im Prozess des Erzählens fallen ihr laufend weitere Ereignisse ein, weswegen sie sich fast selbst ins Wort fällt und mit einer Aufregung, die sich auf ihre Interviewerinnen zu übertragen scheint, ihren Erzählfluss unterbricht. Vor allem macht sie keinen Hehl aus ihrer Abscheu: „Oh, dies, ... schieß, nein, ein schreckliches Erlebnis habe ich.“

So leitet sie eine Erzählung ein, in der sie davon berichtet, dass sie bei einem Einsatz als „Arbeitsmaid“ Verletzten eines Luftangriffs auf einen Zug helfen musste. Deutlich stehen ihr noch die zerfetzten Gliedmaßen vor Augen. Ein Höhepunkt ihrer Erzählung ist die Episode über die Panzerfaust „die nach hinten los ging“, als „der falsche Knopf“ gedrückt und einer nicht näher bezeichneten Person das Bein abgerissen wurde. Frau Prüsse erzählt drastisch, mit blutigen Details und in einer überraschend offener Sprache, die man von einer ehemaligen Lehrerin nicht unbedingt erwartet hätte:

Ja und ich durfte ihn verbinden! Ich ... du kriegst übermäßige Kräfte, wenn du so was musst. Na, da war ich allerdings schon, wie alt war ich da ... 19? Aber das ist doch Scheiße!

Diese Passage endet damit, dass sie ihren Interviewerinnen eine Tasse Tee anbietet, um sie – und wohl auch sich selbst – zu stärken, sich darüber zu freuen, dass diese Zeit vorüber ist und um gemeinsam in die Gegenwart zurückzukehren.

Schlussbemerkung

Die Jugendlichen aus der Freien Schule habe sich einiges getraut. Sie haben mit sehr viel Älteren über ein Thema gesprochen, das mit starken Gefühlen verknüpft ist und über das viele Menschen heute nur ungern oder mit Vorbehalten sprechen. Krieg und Nationalsozialismus sind aber nicht nur für diejenigen, die diese Zeit erlebt haben, sondern auch für junge Leute heute mit Emotionen verbunden. Für die Älteren gilt das sowohl für die eigenen Erfahrungen als auch für die Wandlungen, die diese Erfahrungen im Rückblick durchgemacht haben und die im Interview sichtbar werden. Für die Jugendlichen ist diese Zeit überwiegend über die Medien vermittelt, über Filme, das Fernsehen und das Internet und natürlich durch die Schule. Dort erhalten sie nicht nur Informationen über diese Zeit, sondern erlernen auch die zurzeit akzeptablen Deutungen und Bewertungen. Nur noch selten erfahren Jugendliche etwas über den Nationalsozialismus aus Familienerzählungen, dafür ist schon zu viel Zeit vergangen, auch wenn einige im vorliegenden Band ihre Angehörigen interviewen konnten.

Ich hoffe, ich konnte mit meinem Blick in die Interviews zeigen, wie man mit diesen komplexen Quellen angemessen umgehen kann, wie weiterführend es ist, aus dem Gesagten, dem Nichtgesagten und der Form, wie gesprochen und geschwiegen wird, Rückschlüsse zu ziehen und nach ihren Bedeutungen zu fragen. Über das Führen des Interviews hinaus gibt es den Teil des Interpretierens, der mindestens so spannend ist, wie einen fremden Menschen ein wenig kennenzulernen und sich für einen Moment seinen Erzählungen und Erfahrungen zu widmen. Einfühlsames Interesse und eine große Bereitschaft zum Zuhören waren bei den Schülerinnen und Schülern jedenfalls vorhanden. Bei der Interpretation der Interviews ist es besonders wichtig, sich immer wieder klar zu machen, dass die Interviews uns keinen unmissverständlichen, eindeutigen Blick in die Vergangenheit erlauben oder uns das Zuhören gar ermöglicht zu erfahren, wie es damals wirklich war. Sondern wir müssen uns immer wieder vor Augen führen, dass ein Interview eine Erzählung über die Vergangenheit aus heutiger Sicht ist, die von sehr vielen Faktoren geprägt ist und die uns mehr darüber sagt, wie diese Person die damals erlebten Ereignisse heute sieht, als wie sie sich tatsächlich abgespielt haben.

Die Interviews zeigen ganz verschiedene Verarbeitungsformen der Vergangenheit. Sich zu erinnern und davon zu erzählen ist ein Prozess, der Widersprüche, Brüche, Mehrdeutigkeiten, beabsichtigte und unbeabsichtigte Fehler enthalten kann. Erinnerungserzählungen äußern sich oft nicht in langen abgeschlossenen Geschichten, sondern in kleinen Anekdoten, in Andeutungen oder in Form von Puzzlestücken, die immer mal wieder im Interview auftauchen – und natürlich in Auslassungen. Das Interview wird dadurch nicht entwertet, nach dem Motto, „das stimmt doch alles gar nicht,

was der uns da erzählt“, sondern Unrichtigkeiten gehören gewissermaßen zum Erinnern dazu, sind völlig normal und charakterisieren diesen lebenslangen Prozess.

Die Interviews zeigen, dass die Vergangenheit nichts Abgeschlossenes ist, dass sie in die Gegenwart hineinlappt, sich ausdehnt bis ins aktuelle Leben, vor allem, wenn man darüber spricht. Für die Jugendlichen, die überwiegend von ihren Interviewpartnern als der Enkelgeneration zugehörig betrachtet werden, ist vielleicht die wichtigste Erkenntnis, dass sich die Sicht auf die Vergangenheit verändert. Das mag auf den ersten Blick beunruhigend klingen, denn Krieg und Nationalsozialismus hatten ja für viele unterschiedliche und oft schreckliche Auswirkungen. Die Schülerinnen und Schüler haben erfahren, dass Ereignisse, die sie heute im Geschichtsunterricht lernen oder an die sich ganze Gesellschaften an festgelegten Daten gemeinsam mit Gedenkfeiern erinnern, für die, die sie damals erlebten, gar keine Bedeutung hatten. Hin und wieder wird aber auf den zweiten Blick erkennbar, wie mühelos es war, einfach dabei zu sein, mitzumachen, sich kleine Nischen für ein ganz normales Leben zu schaffen. Dies geht aus den vorliegenden Interviews einprägsam hervor, und das macht sie so bedeutsam. Ich wünsche dem Band viele interessierte Leserinnen und Leser.

ZUM WEITERLESEN:

- Linde Apel, *Erzählte Erinnerungen. Mündliche Quellen in der „Werkstatt der Erinnerung“*, in: dies., Klaus David, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der „Werkstatt der Erinnerung“*, München/Hamburg 2011, S. 201-218.
- Linde Apel, *Erzählte Erinnerungen – erinnerte Gefühle*, in: Ruth- E. Mohrmann (Hg.), *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*, Münster 2011, S. 35-57.
- Aleida Assmann/Juliane Brauer, *Bilder, Gefühle, Erwartungen. Über die emotionale Dimension von Gedenkstätten und den Umgang von Jugendlichen mit dem Holocaust*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 37, 2011, S. 72-103.
- Frank Bajohr, *Verfolgung aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive. Die wirtschaftliche Existenzvernichtung der Juden und die deutsche Gesellschaft*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Heft 4/2000, S. 91-114.
- Lothar Dittmer/Detlef Siegfried (Hg.), *Spurensucher. Ein Praxisbuch für die historische Projektarbeit*, Hamburg 2005.
- Kay Dohnke, *Nationalsozialismus in Norddeutschland. Ein Atlas*, Hamburg 2001.
- Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), *Hamburg im „Dritten Reich“*, Göttingen 2008.
- Ulrike Jureit, *Ein Traum in Braun. Über die Erfindung des Unpolitischen*, in: Christian Geulen/Karoline Tschuggnall (Hg.), *Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biografischen Interviews*, Tübingen 2000, S. 17-36.
- Klaus Hesse, *Vor aller Augen. Fotodokumente des nationalsozialistischen Terrors in der Provinz*, Essen 2002.
- Holger Piening, *Als die Waffenschwiegen. Das Kriegsende zwischen Nord- und Ostsee, Heide 1995*.
- Alexander von Plato, *Nicht dasselbe: Oral History in Wissenschaft und Unterricht*, in: Eleonore Lappin/Albert Lichtblau (Hg.), *Die „Wahrheit“ der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten*, Innsbruck/Wien/Bozen 2008, S. 199-203.
- Margit Reiter, *„Tischgespräche“. Intergenerationelle Kommunikation über den Nationalsozialismus*, in: Eleonore Lappin/Bernhard Schneider (Hg.), *Die Lebendigkeit der Geschichte. (Dis)Kontinuitäten in Diskursen über den Nationalsozialismus*, St. Ingbert 2001, S. 308-323.

Gabriele Rosenthal, *Vom Krieg erzählen, von den Verbrechen schweigen*, in: Hannes Heer, Klaus Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*. Hamburg 1995, S. 651-664.

Eva Sternheim-Peters, *Habe ich denn allein gejubelt? Eine Jugend im Nationalsozialismus*, Köln 2000.

Nachbemerkung zum Deutungskonflikt

Nachdem ich mein Manuskript abgegeben hatte, hörte ich für eine Weile nichts von meinem „Auftraggeber“. Was war geschehen? Der Pastor hatte einer Mutter der im Projekt engagierten Jugendlichen meinen Text zu lesen gegeben. Wohl aufgeschreckt oder verunsichert vom Gelesenen, gab sie meinen Beitrag jenem Interviewpartner weiter, dessen Interview ich für am aufschlussreichsten gehalten und daher ausgiebig interpretiert hatte, ohne mich auf eine endgültige Lesart festzulegen. Es handelt sich um das Interview mit Herrn Thode. Wie ich bald erfuhr, war Herr Thode mit den sein Interview betreffenden Interpretationsangeboten in keiner Weise einverstanden. Er kündigte an, sein Einverständnis zum Abdruck seines Interviews zurückzuziehen, sollte mein Beitrag erscheinen. Besonders aufgebracht war er darüber, dass ich nicht auf die Tatsache der Gegnerschaft seiner Eltern zum NS-Regime eingegangen war. In einem mir vorliegenden Brief erläutert er, dass der Kontakt seiner Eltern zu einem Pastor, der der Bekennenden Kirche angehört hatte, „mit Sicherheit dazu geführt [hätte], dass meine Familie im Falle des Endsieges liquidiert worden wäre [...]“.³ Dass Herr Thode Begriffe verwendet, die im normalen Sprachgebrauch längst vermieden werden, könnte darauf zurück zu führen sein, dass er ihn, wie aus dem Brief hervor geht, nach einer schlaflosen Nacht zu Papier gebracht hat. Dennoch wirkt der Gebrauch von Begriffen aus dem Wörterbuch der *LTI* in diesem Kontext frappierend (Klemperer 1947). Zugegebenermaßen hatte ich die Bekanntschaft seines Vaters mit jenem Pastor nicht erwähnt, weil ich andere Aussagen für interessanter gehalten hatte.

Nun ist es gewiss nicht einfach, sich mit den nicht erwarteten Lesarten und Interpretationen einer Unbekannten zu konfrontieren. Zumal, wie sich nun herausstellte, er und alle anderen Interviewpartner nicht darüber informiert worden waren, dass ihre Gespräche mit den Schülerinnen und Schülern von einer externen Person kommentiert würden. Offenbar fühlte er sich von meinen Fragen an sein Interview gekränkt und um seine Glaubwürdigkeit gebracht. Seine verletzten Gefühle sind nachvollziehbar, schließlich habe ich seine Aussage verallgemeinert, von seiner Person abgesehen und darauf verzichtet, auf ihm biographisch oder familiär wichtige Aspekte hinzuweisen. Kurz, ich habe als Historikerin die Methode der Oral History angewendet und den Text als Quelle gelesen. Herr Thode hat sicher nicht damit gerechnet, dass jemand seine Selbstdeutung hinterfragt. Es ist verständlich, dass er das Bedürfnis hatte, seine Aussage und damit im übertragenen Sinne sich und seine Eltern zu schützen und vor Kritik zu bewahren. Beim Lesen seines Briefes entstand bei mir der Eindruck, als würde sich Herr Thode noch heute vornehmlich als Opfer betrachten, auch wenn die Bedrohung, die er damals offenbar empfand, längst nicht mehr besteht. Dieses sich Einfügen in ein etwas unbestimmtes Opferkollektiv erlaubt ihm, eine kritische Analyse seiner Aussagen als unzulässigen Affront abzulehnen, da sie seinen Opferstatus

³ Zitiert nach der Kopie des Schreibens von Herrn Thode an die Mutter eines Schülers zur Weiterleitung „an den zuständigen Personenkreis“, 30. Mai 2011.

und den seiner Eltern rückwirkend in Frage zu stellen scheint. In einem langen Gespräch mit dem Pastor lobte dieser meinen Beitrag zwar wiederholt und versicherte mir, mit meinen Vorschlägen zur Interviewanalyse einverstanden zu sein und meine Interpretationen des Interviews mit Herrn Thode für zutreffend zu halten. Dennoch legte er mir im gleichen Atemzug nahe, ihn um die Passage über das Interview mit Herrn Thode zu kürzen. Er begründete dies zum einen mit seiner Hilflosigkeit im Konflikt als auch damit, dass er die Jugendlichen und ihr Engagement nicht enttäuschen, er aber auch seine geplante Publikation retten wolle. Darüber hinaus befürchtete er juristische Konsequenzen, vor denen er mich bewahren wollte. Die Situation entbehrte also nicht einer gewissen Dramatik.

Als problematisch empfand ich vor allem die Verquickung verschiedenster Emotionen und Positionen, Verunsicherung gepaart mit schlechtem Gewissen, Furcht vor Enttäuschung der Schüler und die Angst vor dem Scheitern eines sehr aufwändigen Dialogprojekts. Mein Vorschlag, mit Herrn Thode und anderen erwachsenen Beteiligten des Projekts ein Gespräch zu führen, den der Pastor an diesen weiterleitete, wurde von ihm abgelehnt. Ich hatte gehofft, dies würde im weiteren Verlauf zu einem Gespräch mit den Jugendlichen führen. Mich hatte es jedenfalls anfangs noch interessiert, was sie zu dem Konflikt zu sagen gehabt hätten und welche Fragen sie an mich oder an Herrn Thode gestellt hätten. Zunehmend verärgert aber über das Ansinnen, meinen Text zu kürzen, und empört angesichts des moralischen Drucks, es läge an mir, wenn das zweifellos mit viel Aufwand durchgeführte Schülerprojekt scheitern würde, zog ich meinen Beitrag zurück. Schließlich wollte ich die Veröffentlichung nicht behindern. Theaterkarten oder eine Flasche Wein, die mir daraufhin für meine vergebliche Arbeit angeboten wurden – ein rührendes Zeichen von Reue über ein nicht zu lösendes Missgeschick –, lehnte ich ab.⁴ Das Schülerprojekt hätte sich vielleicht über diesen Konflikt stärker dialogisch entwickeln können, einen konkreten Vorschlag, der alle Beteiligten auf diesen Weg geführt hätte, machte aber keiner der Beteiligten. Ich auch nicht.

Der Band mit den Interviews ist unterdessen erschienen, versehen mit einem die Schüler für ihr Engagement lobenden Nachwort.

Ich halte diese Kontroverse deshalb für lehrreich, weil der Konflikt paradigmatisch die Möglichkeiten und Grenzen des Umgangs mit Zeitzeugen im Schulunterricht aufzeigt und weil ich vermute, dass er kein Einzelfall ist. Bedauerlich ist meiner Ansicht nach an diesem Lehrstück des Scheiterns vor allem, dass die Schülerinnen und Schüler eher wenig lernen, wenn die beteiligten Erwachsenen vor der Forderung des Interviewpartners nach Respektierung seiner alleinigen Interpretation kapitulieren und eine kritische Analyse nicht zulassen, um das geplante Ergebnis nicht zu gefährden. Intergenerationelles Sprechen gilt in Zeiten sich auflösender Familienstrukturen per se als bedeutsam und positiv. Mit Oral History oder historischer Quellenarbeit hat dieser harmonisierende Umgang nichts zu tun, zumal Deutungskonflikte zu den geläufigen Herausforderungen diese Methode gehören. Sie sind fast unausweichlich, wenn Interviewpartner wie Herr Thode ihrem Selbstverständnis nach als Historiker vor einem Schülerpublikum auftreten, das sie – bewusst oder unbewusst – für uninformiert halten. Diese Einschätzung wird dadurch verstärkt, dass in den letzten Jahren der Zeit-

4 In diesem Gespräch kündigte ich dem Pastor an, dass ich über diese Erfahrung gern einen Beitrag veröffentlichen würde. Er hatte nichts dagegen einzuwenden.

zeuge in der Öffentlichkeit zur historischen Allzweckwaffe geadelt wurde, ohne den in der Zukunft keine Erinnerung möglich sei.⁵ Die moralische Aufladung der Bedeutung von Zeitzeugenaussagen nimmt trotz mannigfacher kritischer Einwände von Zeithistorikern nicht ab (Jaraus 2002). „Nichts macht Geschichte für nachfolgende Generationen so lebendig, wie die Erinnerungen von Zeitzeugen.“ So äußerte sich beispielsweise der damalige Bundespräsident Christian Wulff in einer Videobotschaft für das Projekt „Gedächtnis der Nation“, für das er die Schirmherrschaft übernommen hatte.⁶ An der Aussage überrascht vor allem das sich darin verbergende naive Verständnis von Authentizität; sie verweist aber auch darauf, wie weitgehend sich ein unkritischer und wenig reflektierter Umgang mit den Erinnerungen von Zeitzeugen außerhalb der Geschichtswissenschaft durchgesetzt hat. Besonders die öffentliche Geschichte in den Medien kommt ohne *talking heads* nicht aus, auch wenn oder gerade weil sich deren Bedeutung überwiegend auf der emotionalen oder illustrativen Ebene bewegt und nicht auf der der Inhalte. (Vgl. dazu Keilbach 2008)

Im Gegensatz zur heute fast gebetsmühlenhaft wiederholten Klage über das Versterben der Zeitzeugengeneration waren die schon vor einem guten Jahrzehnt veröffentlichten Überlegungen darüber, welche Auswirkungen dies auf die Geschichtsschreibung über den Nationalsozialismus haben würde, nicht nur auf die Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung bezogen, sondern ebenso auf die Täter. (Frei 1998) Dass auch mehr oder weniger schuldig gewordene Personen Zeitzeugen sein können, diese Tatsache ist heute in der überwiegend nichtwissenschaftlichen Bedeutung des Begriffs kaum noch enthalten. Unterdessen scheint jeder ältere Mensch zu einem als unschuldiges Opfer geltender Zeitzeuge geworden zu sein, dessen Erinnerungen in der heutigen opferzentrierten Herangehensweise an den Nationalsozialismus sakrosankt sind.

Zeitzeugenaussagen, genauer: Interviewpassagen sind eine Quelle wie jede andere auch, die kontextualisiert werden muss.⁷ Wenn Lehrer das nicht wollen oder können, sollten sie ihre Schülerinnen und Schüler im Geschichtsunterricht freilich nicht mit älteren Menschen konfrontieren, die gewiss anschaulich und überzeugend Geschichten erzählen können und damit zur Identifikation einladen. Denn diese Geschichten sind nicht Geschichte, sondern bilden die Basis, um etwas über subjektive Erfahrungen und ihre Verarbeitung herauszufinden sowie über die Faktoren, die diese Erfahrungen im Laufe der Zeit, im Laufe der Erzählungen prägten, beeinflussten und veränderten. Nicht die Tatsache des Miteinanderkommunizierens allein ist die anerkanntswerte Leistung, auch wenn es eine faszinierende Erfahrung sein kann, individuelle Erinnerungen an eine weit zurückliegende Zeit erzählt zu bekommen. Ohne eine sich daran anschließende kritische Auseinandersetzung mit dem Gesagten bleibt der Lerneffekt begrenzt, weil die Unterscheidung unterbleibt, ob es sich dabei um den Versuch einer Abbildung der Realität oder um eine retrospektive Vergegenwärtigung von subjektiven Erfahrungen handelt.

5 Kritisch dazu Sabrow/Frei 2012.

6 <<http://www.gedaechtnis-der-nation.de/>> (25.1.2012). Seine „Videobotschaft“ wurde unterdessen von der Website entfernt.

7 Einen bewundernswerten Umgang mit einer Interviewpartnerin und ihren Aussagen hat Mark Roseman in seinem Buch über Marianne Ellenbogen vorgelegt (Roseman 2002).

Ich kann nicht beurteilen, ob es in dieser Schulklasse zu einer historischen Sinnbildung gekommen ist, ob oder wie die Jugendlichen über das Gehörte diskutiert haben, ob oder wie sie die Aussagen kontextualisierten. Aus dem unterdessen veröffentlichten Band geht dies nicht hervor. Hinsichtlich der Auswirkungen, die die Interviews auf die Jugendlichen hatten, kann ich lediglich ihr in der Regel kurzes schriftliches Fazit beurteilen, das jedem Interview folgte. Darin bedanken sich die jugendlichen Interviewer üblicherweise für die Bereitschaft zum Interview und halten fest, dass es ihnen „Spaß gemacht“ habe. Zu Herrn Thode notierten sie u.a. folgendes: „Wir hatten das Gefühl, dass Hugo sich sehr darüber gefreut hat, dass wir ausgerechnet ihn ausgesucht haben, um das Interview zu führen.“ Diese Einschätzung wirkt angesichts der Tatsache, dass Herr Thode sich als Dorfchronist und damit als praktizierender Historiker versteht, unmittelbar überzeugend.

Ich bedaure sehr, dass ein anspruchsvolles Schülerprojekt letztlich zu einem kritiklosen Umgang mit Aussagen von älteren Menschen über ihre Erinnerungen an NS, Krieg und Nachkriegszeit geführt hat. In gewisser Weise habe ich – sicherlich nicht als Einzige oder Letzte – einen Konflikt erlebt, der dann entsteht, wenn Historiker und Pädagogen meinen, dieselben Interessen im Umgang mit Zeitzeugen zu verfolgen. (Plato 2008) Für den Pastor, der für das geplante Buch ein Geleitwort verfasste, gilt das Gespräch zwischen Jung und Alt jedenfalls als Wert an sich. Er lobt es deshalb, weil die Jugendlichen das Gehörte tradieren sollen. Damit nimmt er Bezug auf die insbesondere in Israel und in den USA propagierte intergenerationelle Weitergabe von Erfahrungen von Überlebenden des Holocaust an ihre Nachkommen. Dabei geht es freilich weniger um historische Genauigkeit als um Identifikation und darum, die Zugehörigkeit zu einem Opferkollektiv zu festigen. Für besonders aufschlussreich halte ich, dass im Interviewprojekt der Schüler vor allem Nichtverfolgte zu Wort kamen, dies aber unbemerkt und ungesagt blieb.⁸ Deren Erinnerungen sollten zweifellos auch tradiert, aber eben auch kritisch analysiert werden.⁹ Denn ihre Ausführungen scheinen in der Opfer-Täter-Dichotomie immer noch zu kurz zu kommen. Ich halte die Aussagen von jenen, die zur unspezifischen Gruppe derjenigen gehören, die vereinfachend als *by-stander* bezeichnet werden, die weder Täter noch Opfer waren noch verfolgt wurden, vielleicht aber profitiert haben, ohne ideologisch überzeugt gewesen zu sein oder einfach nur weitgehend ihre Umgebung ignoriert haben, letztlich für ebenso informativ für das Verständnis dafür, wie das nationalsozialistische System funktioniert hat, wie Aussagen von Opfern und Tätern.

Ich bezweifle nicht, dass es für Jugendliche wichtig ist, von den subjektiven Erfahrungen Angehöriger anderer Generationen zu erfahren, besonders wenn es im beeindruckenden unmittelbaren Gespräch oder Dialog geschieht. Was aber lernen Schülerinnen und Schüler, wenn ihnen vermittelt wird, das an Aussagen nicht gerüttelt werden soll? Haben sie sich tatsächlich einen „eigenen Zugang zu dieser Geschichte erarbeiten können“, oder steht anstelle einer kritischen Aneignung nicht doch etwas anderes im Vordergrund, nämlich „das, was sie dabei gehört und erfahren haben, weiterzugeben“?¹⁰ Das hat zwar nichts mit historischem Lernen zu tun, ist aber

8 Vgl. dazu die Überlegungen über genealogische Wunschmanöver von Christian Schneider (2010).

9 Vgl. dazu den gelungenen Umgang mit dem Interview mit seinem Großvater von Moritz Pfeiffer (2012).

10 Aus dem Geleitwort des Herausgebers.

letztlich der Grund dafür, warum die Historikerin in der Konkurrenz um die Durchsetzung ihres Deutungsangebots in diesem Fall dem Zeitzeugen unterlag.

LITERATUR

- Apel, Linde (2011): Gesammelte Erzählungen. Mündliche Erinnerungen in der Werkstatt der Erinnerung, in: Dies., Klaus David und Stefanie Schüler-Springorum (Hg.): *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der Werkstatt der Erinnerung*, München/Hamburg, 201-218.
- Frei, Norbert (1998): Abschied von der Zeitgenossenschaft. Der Nationalsozialismus und seine Erforschung auf dem Weg in die Geschichte, in: *WerkstattGeschichte* Bd. 7, 69-83.
- Jaraus, Konrad H. (2002): Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonflikte oder Interdependenz? In: Konrad H. Jaraus und Martin Sabrow (Hg.): *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, Frankfurt/Main, 9-37.
- Keilbach, Judith (2008): *Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen*, Bielefeld.
- Klemperer, Victor (1947): *LTI. Aus dem Notizbuch eines Philologen*, Berlin.
- Pfeiffer, Moritz (2012): *Mein Großvater im Krieg 1939-1945. Erinnerungen und Fakten im Vergleich*, Bremen.
- Plato, Alexander von (2008): Nicht dasselbe: Oral History in Wissenschaft und Unterricht, in: Eleonore Lappin und Albert Lichtblau (Hg.): *Die „Wahrheit“ der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten*, Innsbruck/Wien/Bozen, 199-203 (Erstveröffentlichung, Chancen und Gefahren des Einsatzes von Zeitzeugen im Unterricht, *Bios* 2/2001, 134-139).
- Roseman, Mark (2002): *In einem unbewachten Augenblick. Eine Frau überlebt im Untergrund*, Berlin (engl. Original: *The Past in Hiding. Memory and Survival in Nazi-Germany*, London 2000).
- Sabrow, Martin und Norbert Frei (Hg.) (2012): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen.
- Schneider, Christian (2010): Besichtigung eines ideologisierten Affekts: Trauer als zentrale Metapher deutscher Erinnerungspolitik, in: Ulrike Jureit und Christian Schneider: *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart, 208.